

## 4

Während er an Frenzels Seite stadteinwärts gefahren wurde, drückte Emmerich wortreich seine Hoffnung aus, von esoterischem Brimborium wie beispielsweise Halbedelsteinen, die etwas über die Qualität der gerade waltenden Schicksalskräfte aussagten, verschont zu bleiben.

„Wird schon nicht so schlimm werden“, unterbrach Frenzel irgendwann in fürsorglichem Ton das Lamento seines Vorgesetzten. „Wir müssen doch nicht einmal zu ihr in die Wohnung. Sie wartet vor dem chinesischen Garten auf uns.“

„Wunderbar“, entgegnete Emmerich grimmig. „Ist dir schon aufgefallen, dass es schneit? Ich werde mir den Tod holen.“

„Du wirst doch wohl den Fundort unserer Leiche selbst in Augenschein nehmen wollen. Hast du keinen Mantel dabei?“

„Hängt noch im Büro.“

„Oh Mann.“ Frenzel hatte die Kurve erreicht, an der der chinesische Garten lag, bog nach links ab und parkte im Halteverbot. „Du lernst es nie, was? Kann man dir eigentlich auch mal etwas recht machen?“

Vor dem Tor zum Garten stand eine dick eingemummelte Frauengestalt und trat von einem Fuß auf den anderen. Emmerich schlug den Kragen seines bejahrten Cordsamtjackets hoch und stieg aus.

„Tag, Frau Schloms“, grüßte er knapp und überlegte, ob es sich lohnte, seine Hand aus der Hosentasche zu ziehen. Eleonore Schloms machte keine Anstalten, ihm die ihrige zu reichen und so beließ er sie dort.

„Herr Emmerich“, sagte Frau Schloms. „Ich habe wirklich nicht erwartet, Sie so schnell wiederzusehen.“

„Ganz meinerseits“, gab Emmerich höflich zurück.

„Der Mann ist also gestorben“, stellte Frau Schloms, in den Kragen ihres sicherlich warmen Mantels hinein, fest. „Und Sie untersuchen den Fall. Das wird eine schwierige Sache.“

„Wie kommen Sie darauf?“, fragte Frenzel, der hinzugetreten und im Fall Diebold nicht mit Eleonore Schloms in Berührung gekommen war.

„Meine Karten sagen mir das, junger Mann. Dieser Tote trug ein Geheimnis mit sich herum.“

„Das lassen Sie mal unsere Sorge sein“, sagte Emmerich streng. „Wo haben Sie ihn gefunden?“

„Kommen Sie mit.“

Eleonore Schloms wandte sich um und ging in den Garten hinein. Trotz der nassen, weißen Flocken, die immer dichter vor seinen Augen wirbelten, sich aber auf dem Boden sofort in Wasser verwandelten, fühlte Emmerich sich in eine andere Welt versetzt. Der Garten war nicht besonders groß, aber von einer beinahe zauberhaften Anmut. Ein besseres Wort fiel ihm nicht ein, obwohl er normalerweise nicht zu poetischen Beschreibungen neigte. Sein erster Blick fiel auf einen kleinen Wasserfall, der zwischen künstlich angelegten Felsen in einen Teich hinunterplätscherte. Trittsteine führten hindurch auf die andere Seite. Rechts stand ein weißes Gebäude mit einem Dach, das Emmerich für typisch chinesisch hielt, er kannte sich da nicht besonders gut aus. Daneben blühte, in zartem Rosa, ein Baum und dieser Baum war es, der das Ganze aussehen ließ, wie eine asiatische Postkartenidylle. Eleonore Schloms folgte nicht den Trittsteinen und schenkte weder dem Baum noch dem Gebäude besondere Aufmerksamkeit, sondern stieg neben dem Wasserfall, der von einer Pagode gekrönt wurde, ein paar Stufen hinauf. Von hier eröffnete sich eine Aussicht über den Stuttgarter Talkessel, die man bei besserem Wetter sicherlich genießen konnte, doch jetzt fuhr ein kalter Windstoß durch Emmerichs dünnes Jackett und ließ ihn zittern.

„Da hat er gesessen“, sagte Eleonore Schloms und wies auf eine steinerne Bank, die in exponierter Lage aufgestellt worden war. „Ganz still und ein bisschen schief. Das Wetter war so ähnlich wie jetzt. Deshalb habe ich mich gewundert und ihn angesprochen. Er war aber schon ziemlich ... na, ja ... hinüber.“

Emmerich sah fröstelnd die Bank an und drückte sich in den Wind Schatten eines künstlichen Felsens.

„Um wie viel Uhr war das?“

„Zwanzig nach sieben, schätze ich. Glücklicherweise hatte ich mein Handy dabei.“

„Sie haben den Notarzt gerufen?“

„Was hätte ich sonst tun sollen?“

„Nichts, vermutlich.“ Emmerich suchte mit den Augen den Boden ab und wunderte sich über die mit zahllosen leeren Sekt- und Schnapsflaschen gefüllten Papierkörbe.

„Warum waren Sie in dieser Herrgottsfrühe hier?“

„Ich liebe diesen Garten. Hier kommen um diese Zeit selten Leute her. Ich finde, die Umgebung reinigt den Geist. Verstehen Sie etwas von Feng-Shui?“

„Nein.“

„Ich auch nicht. Aber hier kann ich fühlen, dass es funktioniert.“

„Aha“, sagte Emmerich wenig einfallsreich, stieg die Stufen wieder hinunter und strebte dem Ausgang zu, einem zweiflügeligen Tor, das in eine weiße Mauer eingefügt war. Vor dem Tor stand, umgeben von Gestrüpp, ein weißes Blechschild, das ihm beim Hineingehen nicht aufgefallen war. Die Aufschrift besagte, dass der Garten aufgrund seiner fili-granen Beschaffenheit zwischen 20.00 Uhr abends und 7.00 Uhr morgens geschlossen wurde. Die Mitarbeiter des Gartenamtes hatten das Recht, noch verweilende Besucher hinauszuerwerfen.

„Also dann vielen Dank, Frau Schloms“, setzte Emmerich zur Beendigung der Ortsbegehung an und sah sich nach Frenzel um, der hinter der weißen Mauer zurückgeblieben war.

„Er hat noch etwas gesagt, bevor die Sanitäter gekommen sind“, sagte Eleonore Schloms und stieß kleine, weiße Atemwölkchen aus. „Falls Sie das interessiert.“

„Was denn?“

„Es war sehr schwer zu verstehen. Ich habe lange darüber nachgedacht und die Worte aufgeschrieben, die ich glaubte, gehört zu haben. Hier.“

Emmerich wurde ein kleiner, gelber Notizzettel gereicht.

„Nelken sehen“, las er stirnrunzelnd. „Atmosphäre ... Sieger ... geblieben. Was soll das bedeuten?“

„Ich sagte doch, es wird eine schwierige Sache“, meinte Eleonore Schloms von oben herab. „Aber Sie werden erfolgreich sein.“

„Wie beruhigend für mich.“ Frenzel trat durch das Tor und warf einen letzten Blick in den Garten. „Fertig, Mirko? Können wir gehen?“

„Schwierige Sache“, grummelte Emmerich, als sie wenig später zurück im Büro waren. „Feng-Shui und geistige Reinigung. Hast du die Schnapsflaschen gesehen? Bestimmt ausgesprochen wirksam, was das angeht. Ich kann diese Orakel nicht ausstehen. Was weiß jemand wie die Schloms schon von unserem Job?“

„Bleib cool, Mann. Du hast sie hinter dir.“ Frenzel nickte Frau Sonderbar, deren Büro sich mittlerweile wieder im gewohnt aufgeräumten Zu-

stand befand, freundlich zu. „Haben Sie gefunden, was Sie gesucht haben?“

„Ja“, sagte Frau Sonderbar schlicht, was Emmerich dazu veranlasste, sie wie vom Donner gerührt anzustarren.

„Ja?“, wiederholte er ungläubig. „Das Gesicht des Toten ist tatsächlich auf einem alten Fahndungsplakat? Sie müssen ein Gedächtnis haben wie ein Elefant.“

„Im Allgemeinen kann ich mir Gesichter ganz gut merken“, erklärte Frau Sonderbar mit einem dünnen Lächeln und griff nach einem gerollten Stück Papier. „Bitte sehr.“

Emmerich nahm das Papier und zog es auseinander.

„Verdacht auf Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung“, las er laut vor. Unter der Überschrift war das schwarz-weiße Foto eines ungefähr Dreißigjährigen mit langem, dunklem Haar und einem sauber gestutzten Vollbart zu sehen. „Nopper, Peter, geboren am 17. April 1954“, las Emmerich weiter. „Vermisst seit dem 18. Dezember 1989. Mutmaßlicher Unterstützer der Rote Armee Fraktion (RAF). Peter Nopper ist 1,78 Meter groß und schlank. Sachdienliche Hinweise nimmt jede Polizeidienststelle entgegen.“

„RAF?“ Frenzel ließ einen leisen Pfiff hören. „Da müssen wir wohl das LKA benachrichtigen.“

„Abwarten.“ Emmerich rollte das Papier wieder zusammen und sah seine Sekretärin nachdenklich an. „Warum haben Sie das denn aufgehoben? Ist ja immerhin schon fast zwanzig Jahre her?“

„Aus familiären Gründen“, sagte Frau Sonderbar ausweichend. „Frau Nopper war eine Kundin meines Vaters.“

„Also war er verheiratet?“

„Darüber weiß ich nichts. Ich rede von seiner Mutter. Sie war eine wirkliche Dame. Er dagegen ...“

„Sprechen Sie ruhig weiter.“

Frau Sonderbars Gesicht rötete sich einmal mehr.

„Ein Casanova“, schnaubte sie, trotz des zeitlichen Abstandes nach wie vor sichtlich empört. Emmerich vermutete, dass diese Empörung weniger auf die „familiären Gründe“, sondern auf persönliche Erfahrungen der jungen Frau Sonderbar zurückzuführen war, behielt diese Annahme aber für sich.

„Lebt sie noch, die Mutter?“, fragte er sachlich.

Frau Sonderbar schüttelte heftig den Kopf.

„Sie ist vor einigen Jahren verstorben, ich habe die Anzeige gesehen. Aber fragen Sie mich nicht, wann genau das war.“

„Warum haben wir seine Fingerabdrücke nicht im Archiv, wenn er bei der RAF war?“, wollte Frenzel wissen.

„Ich glaube, das kann ich erklären“, meinte Frau Sonderbar, deren Gesichtsfarbe wieder ihren normalen Ton angenommen hatte. „Es gab damals keinen konkreten Verdacht gegen Peter Nopper. Nur Gerüchte. Er soll konspirative Wohnungen angemietet und mit RAF-Mitgliedern verkehrt haben. Richtig los ging dieses Geschwätz aber erst, als er plötzlich sang- und klanglos verschwunden ist.“

„So, wie der aussah“, meinte Emmerich lakonisch, „wundert mich das gar nicht. In den 70er-Jahren waren lange Haare bei einem Mann Grund genug für einen derartigen Verdacht.“

„Sie sagten aber doch, dass er erst Ende der 80er-Jahre vermisst wurde“, vergewisserte sich Frenzel.

„Kurz nach dem Fall der Mauer“, nickte Frau Sonderbar. „Deshalb kann ich mich ja noch so gut an den Zeitpunkt erinnern.“

„Liebe Güte“, seufzte Emmerich, der die Geschehnisse dieses denkwürdigen Herbstes noch in lebhafter Erinnerung hatte, kopfschüttelnd. „Auch das ist schon wieder fast zwanzig Jahre her. Und seither ist er nicht wieder aufgetaucht?“

„Ich bin leider noch nicht dazugekommen, es zu überprüfen.“ Frau Sonderbar wies mit dem Kinn auf einen Stapel Akten. „Es ist nämlich nicht so, dass ich in diesem Büro nichts zu arbeiten hätte.“

„Ach, Hildegard ...“, schmachtete Mirko mit verdrehten Augen und ertete ein angewidertes „Pffft“.

„Lass das“, raunzte Emmerich ihn an. „Komm lieber mit in mein Büro.“

Er ging voraus, entledigte sich seiner feuchten Jacke und nahm hinter seinem Schreibtisch auf dem ihm angestammten, in jahrelanger Polizeiarbeit mühevoll durchgesehenen Drehstuhl Platz. Statt des gewohnten leisen Ächzens gab der Stuhl ein unheilvolles Quietschen von sich und fuhr samt seinem Besitzer mit sachtem Schwung in die Tiefe.

„Heiligs Blechle“, fluchte Emmerich, dessen Nase gerade noch so über die Kante der Schreibtischplatte ragte, und rasselte sich mühsam wieder hoch. „Was hat das jetzt zu bedeuten?“

„Ich schätze, es bedeutet, dass du dich mit einem moderneren Sitzmöbel anfreunden solltest“, grinste Frenzel amüsiert.

„Quatsch.“ Emmerich bückte sich und suchte unter der Sitzfläche nach einem geeigneten Knopf, der den Stuhl wieder auf sein herkömmliches Niveau bringen konnte. „Der da ist noch pfenniggut.“

„Selbstverständlich“, entgegnete Frenzel trocken. „Und vollkommen zeitgemäß. Steht höchstens so lange da, wie Herr Nopper vermisst wird.“

„Man muss nur ein bisschen ruckeln“, verteidigte Emmerich seinen geliebten Weggefährten und führte die entsprechenden Bewegungen aus. „Siehst du, so. Mein Kreuz ist an diesen Stuhl gewöhnt.“ Vorsichtig setzte er sich wieder, alles blieb ruhig. „Na, bitte. Also weiter im Text. Unser Toter hat jetzt immerhin einen Namen.“

„Eine ordentliche Identifizierung ist das nicht“, gab Frenzel zu bedenken und setzte sich gegenüber hin. „Ein altes Plakat und eine unbekannte Anruferin.“

„Aber ein Anhaltspunkt.“ Emmerich vollführte einige behutsame Drehbewegungen und nickte zufrieden. „Ich habe mir was überlegt, da oben im chinesischen Garten.“

„Respekt“, entgegnete Frenzel. „Bei diesen Temperaturen.“

„Rechne mal nach“, fuhr Emmerich unbeirrt fort. „Um sieben Uhr morgens wird der Garten geöffnet, das stand auf diesem Schild. Zwanzig Minuten später hat die Schloms den Mann gefunden. Wie soll man sich das praktisch vorstellen?“

„Er hatte getrunken“, meinte Frenzel. „Vielleicht war er depressiv. Wenn einem einmal alles egal ist ...“

„Nein.“ Emmerich schüttelte den Kopf. „Ich mache es ungern, aber ich muss Zweigle recht geben. Irgendetwas stimmt da nicht. Bei diesem Wetter, um diese Zeit ... selbst wenn ich sturzbesoffen wäre, würde ich mir für einen Selbstmord andere Umstände aussuchen.“

Es klopfte an der Tür, Frau Sonderbar kam mit einer Mappe in der Hand herein und legte sie vor Emmerich auf den Schreibtisch.

„Von der KTU“, sagte sie ausdruckslos, wandte sich an Frenzel und reichte ihm einen Zettel. „Ich soll Ihnen ausrichten, dass der Anruf von einem Anschluss im Grasigen Rain kam. Das gehört bereits zu Fellbach. Bofinger, Rosemarie.“

„Danke.“ Frenzel steckte den Zettel ein. Emmerich schlug die Mappe auf, nahm ein einzelnes Blatt heraus und überflog den Inhalt.

„Da haben wir den Salat“, sagte er nachdrücklich. „Auf der Schachtel mit den Tabletten ist kein einziger Fingerabdruck. Und Handschuhe hat

der Tote nicht getragen, es wurden auch keine bei ihm oder in der Umgebung gefunden.“



Für Elke Bofinger war es kein guter Tag. Das Bild aus der Zeitung spukte noch in ihrem Kopf herum, als sie an ihrem Arbeitsplatz anlangte und spürte, dass auch hier etwas merkwürdig war. Die Stimmung in der Bank hatte sich auf schwer zu beschreibende Weise verändert, anstatt der üblichen „Guten Morgen“- und „Mahlzeit“-Grüße wurde auf den Gängen und in den Aufzügen getuschelt, die Angestellten wirkten bedrückt. Auf dem Weg ins Büro schnappte Elke vereinzelte Wortfetzen auf. „Internationale Finanzkrise“ hieß das häufigste Schlagwort, dazwischen war von möglichen Entlassungen die Rede. Um mehr zu erfahren, verbrachte sie ihre Mittagspause ausnahmsweise in der Kantine, die zwar „Betriebsrestaurant“ genannt wurde, von dem, was Elke unter einem Restaurant verstand, aber etwa so weit entfernt war wie der Stuttgarter Fernsehturm vom Mount Everest, weshalb sie die alte Benennung bevorzugte. Natürlich hatte auch sie bereits von der sich weltweit anbahnenden Finanzkrise gehört, das Ganze jedoch bislang für ein vorwiegend amerikanisches Problem gehalten. Elkes Arbeitsplatz lag nicht in der internationalen Welt der Hochfinanz, sondern in den Niederungen des Privatkundengeschäfts, wo sie ihre Zeit mit verlorenen Scheckkarten, falsch verbuchten Lastschriften und der Beratung schusseliger Senioren verbrachte. Der Informationsgehalt der Kantinengespräche erwies sich als wenig ergiebig. Womöglich hatte auch ihr Arbeitgeber sich beim großen Spiel mit den amerikanischen Hypotheken verkalkuliert, doch über die unmittelbaren Auswirkungen schien niemand Bescheid zu wissen. Verdrossen schob Elke den letzten Löffel eines garantiert kalorienarmen, dafür aber absolut geschmacksneutralen Fruchtpuddings in den Mund und wandte sich wieder ihrem eigentlichen Problem zu. Kais Vater war aus der Nicht-Existenz wieder aufgetaucht, nur um sich gleich darauf abermals, und diesmal endgültig, zu verabschieden. Elke hatte keine Vorstellung davon, wo Peter sich in den zurückliegenden Jahren herumgetrieben haben mochte, es interessierte sie auch nicht besonders. Was sie jedoch wusste, war, dass er vor seinem Verschwinden der Sohn recht vermögender Eltern gewesen war. Diese Eltern hatten sich hartnäckig geweigert, Kai als ihren Enkel anzuerkennen, doch das waren andere Zeiten gewesen. Heute gab es eindeutige Möglichkeiten, eine Vater-

schaft festzustellen. Elke erinnerte sich an den Fall eines Tennisspielers, der in diesem Zusammenhang zu zweifelhaftem Ruhm, weit über seine sportlichen Erfolge hinaus, gekommen war. Es lag ihr wenig daran, die Vergangenheit aufzuwühlen und noch weniger wollte sie Kai mit Dingen belasten, die keine Aussicht auf Erfolg versprachen, doch das Bild in der Zeitung beinhaltete eine Chance. Sie musste nur noch einen Weg finden, der diese Chance für sie greifbar machen würde. Wenn sie es richtig anfang, bestand immerhin die Möglichkeit, dass die Auswirkungen der internationalen Finanzkrise sowohl ihr als auch Kai letztendlich egal sein konnten. *Lieber Gott, hilf mir, das Richtige zu tun*, schickte Elke, die im Allgemeinen wenig religiös war, ein Stoßgebet zur hell verschalten Kantineendecke hinauf und brachte ihr Tablett zum Fließband.

## 5

Der Grasige Rain lag dort, wo die Städte Fellbach und Stuttgart, die im Verlauf ihrer Geschichte immer mehr zusammengewachsen waren, sich berührten. Er entpuppte sich als eine Straße, die zunächst durch ein kleines Gewerbegebiet mit dem schönen Namen „Lindle“ führte, dann tauchten Mehr- und schließlich auch einige Einfamilienhäuser auf. Vor Rosemarie Bofingers Haus führte ein schmaler Weg aus Cannstatter Travertin durch einen kleinen Garten zur Haustür. Emmerich drückte auf die Klingel, die an einem steinernen Pfosten neben dem Gartentor angebracht war. Das dazugehörige Schild lautete auf „Familie Wilhelm Bofinger“, einen Lautsprecher konnte er nirgends entdecken. Er richtete seinen Blick daher auf das Haus und sah, wie sich zuerst hinter einem der Fenster im Erdgeschoss ein Vorhang bewegte, dann öffnete sich die Tür einen Spalt breit und eine alte Frau lugte heraus. Emmerich holte Luft und erhob die Stimme:

„Frau Bofinger? Wir sind von der Polizei und würden Sie gerne etwas fragen.“

„Von der Polizei?“ Die Tür öffnete sich ein klein wenig weiter. „Sie sehen aber gar nicht aus wie von der Polizei.“

„Dürfen wir näherkommen? Ich zeige Ihnen meinen Ausweis.“

„Meinetwegen.“ Die alte Frau blieb skeptisch. „Aber nur einer.“

Emmerich öffnete das hölzerne Gartentor, holte seinen Dienstausweis heraus und durchschritt den kleinen Garten.

„Hauptkommissar Emmerich“, stellte er sich vor und wies nach hinten. „Mein Kollege, Kommissar Frenzel.“

„Warten Sie, ich muss meine Brille holen.“ Die Frau verschwand im Haus, kam mit dem benötigten Gegenstand zurück und studierte eingehend Emmerichs Ausweis.

„Könnte echt sein“, sagte sie misstrauisch.

„Ist er auch.“

„Man liest so viel von Trickbetrügern.“

Emmerich entschloss sich zum Angriff.

„Sie haben heute Morgen bei uns angerufen, Frau Bofinger. Wegen dem Mann in der Zeitung.“

„Woher wollen Sie das denn wissen? Ich habe doch meinen Namen gar nicht gesagt.“

„Aber angerufen haben Sie. Wir können so etwas heute feststellen.“

„Das ist die Höhe!“ Die alte Dame schnaufte erregt. „Ein Überwachungsstaat werden wir wieder. Wie damals beim Hitler, alles wird kontrolliert und verboten. Das lasse ich mir nicht gefallen, ich werde ...“

„Frau Bofinger.“ Emmerich versuchte, einen beruhigenden Ton anzuschlagen. „Wir haben nur ein paar Fragen an Sie. Kannten Sie den Mann?“

„Sonst hätte ich ja nicht angerufen. Aber ich will in nichts hineingezogen werden.“

„Ich verspreche Ihnen, das werden Sie nicht“, sagte Emmerich mit dem gebotenen Ernst. „Wir behandeln jede Information absolut vertraulich. Dürfen wir jetzt hereinkommen?“

„Wenn Sie meinen.“ Die alte Frau trat widerstrebend zur Seite und Emmerich winkte Frenzel. Im Wohnzimmer setzten sie sich auf eine schwere, olivgrüne Polstergarnitur, die zweifellos schon bessere Tage gesehen hatte. Frau Bofinger schien nach wie vor nicht vollständig von der Richtigkeit ihres Tuns überzeugt.

„Wir haben doch ein Brief-, Post- und Fernmeldegeheimnis“, sagte sie verunsichert. „Das steht im Grundgesetz. Dürfen Sie sich denn einfach darüber hinwegsetzen?“

Emmerich, der kein Interesse daran hatte, sich auf eine Erörterung der Befugnisse staatlicher Stellen, die auch ihm teilweise zu weit gingen, einzulassen, zwinkerte verschwörerisch.

„Jetzt seien Sie uns mal nicht böse, Frau Bofinger. Wir brauchen doch Ihre Hilfe.“

„Meine Hilfe?“ Rosemarie Bofinger nahm mit schwerfälligen Bewegungen dünnwandige Gläser aus einem Schrank und schenkte aus einer grünen Flasche Mineralwasser ein. „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen helfen kann.“

„Aber Sie haben uns einen Namen genannt. Sie sagten, der Mann heiße Peter Nopper.“

„Vielleicht habe ich mich geirrt. Er könnte ihm ja auch nur ähnlich sehen. Es ist schließlich schon lange her.“

„Dass Sie ihn gesehen haben?“

Rosemarie Bofinger nickte stumm und rückte mit fahrigem Handbewegungen die Nippesgegenstände auf einer Anrichte aus den 50er-Jahren zurecht.

„Woher kannten Sie ihn denn?“

„Er ist ... nein, er war ... aber natürlich nur, wenn er es ist, der Sohn von der Schwester von meiner Schwägerin.“

„Ähem“, grunzte Frenzel verständnislos, während Emmerich gedanklich versuchte, das Gehörte in die richtige Ordnung zu bringen.

„Der Sohn von der Schwägerin Ihrer Schwester? Das wäre dann ...“

„Nein“, unterbrach ihn Rosemarie Bofinger mit einem Anflug von Ungeduld. „Der Neffe von der Frau meines Bruders. Sie ist eine geborene von Hebsack, die Familie geht zurück bis auf den Graf Eberhard im Bart. Wissen Sie, dass halb Württemberg von Graf Eberhard im Bart abstammt? So viele uneheliche Kinder hatte der. Im Stammbaum der Bofingers kommt er auch vor, obwohl der lange nicht so weit zurückreicht wie der von den Hebsacks. Man kann das heute viel leichter herausfinden als früher. Wegen der Mormonen.“

„Mormonen?“ Frenzel machte ein Gesicht, das nicht auf das Vorhandensein höherer Intelligenz schließen ließ.

„Die Mormonen, junger Mann“, belehrte ihn Frau Bofinger, „leben an einem Salzsee in Amerika und betreiben Vielweiberei. Damit sie nicht den Überblick verlieren, sind sie große Ahnenforscher geworden.“

„Tatsächlich“, gluckste Frenzel schwach und sah Emmerich hilflos an.

„Peter Nopper gehört also zu Ihrer Familie“, versuchte der zum eigentlichen Gegenstand der Befragung zurückzukehren.

„Nein“, entgegnete die alte Dame mit unerwarteter Heftigkeit. „Ich sagte doch, er ist ...“

„Angeheiratete Verwandtschaft“, verbesserte Emmerich sich hastig.

„Aber nur ganz entfernt. Seine Mutter war auch eine geborene von Hebsack.“

„Wann haben *Sie* ihn denn zum letzten Mal gesehen?“

„Oh je.“ Rosemarie Bofinger staubte mit dem Ärmel zärtlich einen Kakadu aus weißem Porzellan ab und stellte ihn nachdenklich zurück auf die Anrichte. „Das muss zwanzig Jahre her sein. Vielleicht auch länger.“

„Trotzdem haben Sie ihn sofort erkannt. Er hat wohl bleibende Eindrücke bei Ihnen hinterlassen.“

„Das können Sie laut sagen.“

„Inwiefern?“

„Ein Gammler war er“, erklärte Rosemarie Bofinger erregt. „Ein Hipie. Ein richtiger Tagedieb. Nichts arbeiten wollen, aber lauter verrückte

Ideen im Kopf. Von der Sorte gab's früher viele. Die meisten sind irgendwann vernünftig geworden, aber der nicht. Wollte die Welt auf den Kopf stellen, doch dann war er plötzlich weg.“

„Wie? Weg?“

„Na, weg halt. Fort aus Deutschland. Wir ... sie haben seit Jahren nichts mehr von ihm gehört.“

Emmerich war das kurze Zögern nicht entgangen, er sah die alte Dame scharf an.

„Wir oder sie?“

„Sie natürlich. Seine Familie.“

„Könnten Sie mir da eine Adresse geben? Die von Ihrer Schwägerin zum Beispiel?“

„Schreck, lass nach“, sagte Frenzel, als sie das Haus im Grasigen Rain wieder verlassen hatten. „Wahrscheinlich wären wir irgendwann bei Adam und Eva gelandet.“

„Eva genügt“, entgegnete Emmerich boshaft. „Ich hab mal gelesen, dass man alle Menschen auf sechs oder sieben Urmütter genetisch zurückverfolgen kann.“

„Warum hast du das nicht gesagt? Urmutter von Hebsack, das wäre doch was.“

„Du hast nicht zugehört. Frau Bofinger ist mit Hebsacks nicht verwandt, sondern nur verschwägert und das auch nur ganz entfernt.“

„Soll ich dir was sagen? Das interessiert mich einen feuchten ...“

„Mich auch nicht“, fiel Emmerich Frenzel ins Wort und postierte sich wartend neben der Beifahrertür. „Aber findest du es nicht merkwürdig, dass die gute Frau Bofinger gegen ihren entfernten Verwandten eine derartige Abneigung hat? Eigentlich müsste er ihr doch ziemlich egal sein.“

„Du meinst, die weiß mehr, als sie sagt?“

„Worauf du einen lassen kannst. Sie kennt ihn sicherlich besser, als sie es uns gegenüber zugeben möchte.“

„Dann fahren wir jetzt zu dieser Schwägerin?“

„Nein.“ Emmerich schüttelte den Kopf. „Jetzt gehen wir was essen, ich habe einen Bärenhunger.“

„Von mir aus.“ Frenzel öffnete den Wagen und stieg ein. „Ich kenne eine Kneipe in Cannstatt, die haben prima Schnitzel.“

„Hört sich gut an.“ Emmerich nahm auf dem Beifahrersitz Platz, wartete, bis Frenzel die Hauptstraße erreicht hatte und fischte sein Handy aus der Tasche.

„Was Neues?“, fragte er knapp, als sich Frau Sonderbar nach dem zweiten Läuten meldete.

„Ein Anruf. Von einem Hotel Sieber in der Tübinger Straße. Der Tote soll da ein Zimmer gehabt haben. Das Bett wurde allerdings während der letzten Nächte nicht benutzt.“

„Rufen Sie bitte dort an. Wir kommen nach dem Mittagessen vorbei und sehen uns das Zimmer an. Und sonst?“

„Noch nichts von der KTU. Dr. Zweigle scheint noch eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben.“

„Welche?“

„Er will es leider nur Ihnen persönlich sagen.“

„Machen Sie sich nichts daraus“, meinte Emmerich nonchalant. „Wichtiger als mein Mittagessen ist sie sicher nicht.“

„Sie gestatten, dass ich anderer Ansicht bin?“

„Selbstverständlich.“

„Was also soll ich ihm sagen?“

„Dass ich zurückrufe. Später.“

„Wie Sie meinen.“

Frau Sonderbar beendete das Gespräch und Frenzel, den Emmerich hatte mithören lassen, sagte amüsiert:

„Jetzt ist sie beleidigt.“

„Schon möglich. Aber kann ich es zulassen, dass ein bücherschreibender Leichenfledderer meiner Sekretärin den Kopf verdreht? In ihrem Alter? Als Vorgesetzter habe ich eine Verantwortung für meine Mitarbeiter.“

„Na, hör mal.“

„Nix, na hör mal. Heute früh ist sie tatsächlich rot angelaufen, als dieser Affe ins Büro kam.“

„Was schätzt du, wie alt ist Zweigle?“

„Keine Ahnung. Ende fünfzig vielleicht? Warum fragst du?“

„Sperr die Augen auf“, empfahl Frenzel und bog rechts ab. „Vielleicht passen die beiden ja zusammen.“

Emmerich fühlte sich, als hätte ihm jemand einen leichten Schlag auf den Kopf versetzt. Noch nie, aber wirklich noch gar nie, war es ihm in den Sinn gekommen, dass Frau Sonderbar private Beziehungen zum anderen Geschlecht unterhalten könnte. Sie war ihm in dieser Hinsicht stets als ein Neutrum erschienen, das allenfalls über mütterliche Eigenschaften verfügen mochte. Ein geschlechtsneutrales, unauffällig gekleidetes und frisiertes Wesen, das ein verlässlicher und selbstverständlicher

Bestandteil seines Lebens war, an dessen Geburtstage ihn Gabi erinnerte und die passenden Pralinen besorgte.

„Hab ich was Falsches gesagt?“, fragte Frenzel besorgt und hielt neben einer Parklücke vor dem Gebäude der Cannstatter Zeitung. „Du bist so still.“

„Wenn ich mir’s recht überlege“, entgegnete Emmerich, immer noch leicht benebelt, „dann hatte sie heute Morgen etwas völlig Neues an.“

„Frau Bofinger?“ Frenzel konzentrierte sich auf’s Einparken.

„Frau Sonderbar.“

„Sie hat sogar eine neue Brille. Ist dir noch gar nicht aufgefallen, was?“

„Nein“, musste Emmerich kleinlaut zugeben. „Ich ... äh ... hab’s nicht so mit modischen Details.“

„Du stehst auch nicht im Ruf, ein ausgewiesener Frauenverstehler zu sein.“ Frenzel zog den Zündschlüssel ab. „Da drüben warten unsere Schnitzel.“

Emmerich stieg aus und betrachtete bedrückt die etwas schäbig wirkende Fassade des von Frenzel empfohlenen Gasthauses.

„Bist du sicher?“

„Hundertprozentig. Das *Abklatsch* ist eine geile Kneipe.“

„So hab ich’s nicht gemeint. Sag mir eines: Warum Zweigle?“

Emmerich verbrachte die Mittagspause im Büro und dachte nach. Dies gelang ihm erfahrungsgemäß am besten, wenn ihn niemand dabei störte, weshalb er Frenzel beauftragt hatte, die Aufenthaltsorte von Noppers restlicher Verwandtschaft ausfindig zu machen. Gitti dagegen hatte erklärt, einer eigenen Idee nachgehen zu wollen, und so saß Emmerich nun alleine auf seinem etwas fragilen Stuhl und musste feststellen, dass es ihm schwerfiel, sich auf den Fall zu konzentrieren. Seine Gedanken schlugen ihre eigenen Wege ein und wandten sich einer Szene vom Vorabend zu, die mit dem Verzehr eines Schnitzels in jener gemütlichen Cannstatter Kneipe in unmittelbarem Zusammenhang stand. Gabi hatte den Verdacht geäußert, dass es sich bei diesem Schnitzel um ein schweinerisches, paniertes Exemplar in Gesellschaft von Fritten gehandelt hatte, was Emmerich, ohne etwas Böses dabei zu denken, ohne Umschweife zugegeben hatte.

„Und Salat? War wenigstens Salat dabei?“, hatte Gabi wissen wollen.

„Schon.“

„Aber du hast ihn nicht gegessen?“

„Spatz, du bist dir doch darüber im Klaren, dass Salat noch nie zu meinen Leibgerichten ...“

„So kann es nicht weitergehen.“

„Was?“

„Mit deinen Ernährungsgewohnheiten.“

„Gegen ein Schnitzel kann ja wohl kaum etwas einzuwenden sein“, hatte Emmerich es gewagt, zu protestieren und der Antwort mit entsprechender Skepsis entgegengesehen.

„Und ob. Dein BMI ist sicherlich größer als fünfundzwanzig.“

Da war sie wieder, diese Größe, deren genaue Natur ihm gänzlich unbekannt war, jetzt verbunden mit einer Zahl, die Gabi so aussprach, als stelle sie eine Bedrohung dar.

„Was soll das heißen?“, hatte er daher unbehaglich zu wissen begehrt und Gabis darauffolgende Worte wie einen Schlag in den Magen empfunden.

„Du bist zu dick.“

„Nein.“

„Doch.“

„Das ist nur vorübergehend. Weil ich mit dem Rauchen aufgehört habe. Und ich bin allenfalls ein bisschen vollschlank.“

„Wenn du nicht aufpasst, wirst du noch dicker. Die Deutschen sind das dickste Volk in Europa.“

„Wer sagt das?“

„Es stand in der Zeitung.“

„Spatz, das ist Blödsinn“, hatte Emmerich es auf die versöhnliche Art versucht. „Geh hinunter auf die Straße. Es gibt dicke Türken, dicke Ex-Jugoslawen und dicke Was-weiß-ich-Wens. Man darf nicht alles glauben, was in der Zeitung steht.“

Doch Gabis Miene war störrisch geblieben.

„Ein BMI über fünfundzwanzig ist gefährlich.“

An dieser Stelle war es Emmerich zu bunt geworden. Obwohl im Allgemeinen ein durchaus verträglicher Charakter, gab es Dinge, bei denen er empfindlich reagierte. Fragen der persönlichen Lebensführung, insbesondere wenn es sich um so elementare Vorgänge wie die Nahrungsaufnahme handelte, gehörten eindeutig dazu.

„Jetzt hör aber auf“, hatte er mit erhobener Stimme gesagt. „Ich gehe jeden Tag zur Arbeit. Ich zahle meine Steuern. Ich habe ein Kind großgezogen und war noch bei der letzten Untersuchung kerngesund. Da muss man aus einem Schnitzel kein Drama machen.“

Ihre Reaktion hatte in einem biestigen Blick und einer spitzen Bemerkung bestanden.

„Wer hat das Kind großgezogen?“

Danach war Schweigen eingekehrt, doch, wie bei Emmerichs üblich, hatte die streitbare Stimmung nicht lange gehalten. Am Morgen allerdings hatte Gabi ihm einen undurchsichtigen Plastikbeutel in die Hand gedrückt und ihn mit den Worten „Versuchs doch mal damit“ verabschiedet. Er fragte sich, warum man sich nach neunzehn Jahren Ehe wohl über Schnitzel streiten musste, wippte vorsichtig mit dem Stuhl und zog in Betracht, dass dieser eventuell einem Wert über fünfundzwanzig, wofür auch immer er stehen mochte, nicht gewachsen war. Verunsichert fasste sich Emmerich ein Herz und ging ins Vorzimmer. Frau Sonderbar hatte sich ihrer Schuhe entledigt, wackelte versonnen mit nylonbestrumpften Zehen, hatte eine Banane im Mund und sah auf eine fremde, unbestimmte Art ordinär aus.

*Zweigle*, schoss es Emmerich bitter durch den Kopf und gleich darauf: *Ich sehe ja schon Gespenster. Sie macht doch nur Mittagspause.* Laut sagte er:

„Darf ich Sie etwas fragen?“

Frau Sonderbars Füße angelten hektisch nach ihren Pumps, an der Banane verschluckte sie sich beinahe, brachte es aber dennoch fertig, mit einigem Anstand ein nicht unbeträchtliches Stück davon abzubeißen.

„Waf denn?“

„Finden Sie mich zu dick?“

„Fie?“ Sie kaute, musterte Emmerich von oben bis unten, schluckte und schüttelte energisch den Kopf.

„Wie kommen Sie darauf?“

„Mein Stuhl.“ Emmerich machte eine vage Bewegung in Richtung seines Büros. „Ich ... äh ... fürchte, er trägt mich nicht mehr.“

„Ihr Stuhl ist steinalt“, erklärte Frau Sonderbar missbilligend und nahm ihre gewohnte, ein wenig steife Haltung ein. „Und dick war unser früherer Bundeskanzler. Ich könnte Ihnen auch noch einige der derzeit amtierenden Minister als Beispiel nennen.“

„Sie meinen also ...“

„Ich hoffe, Sie werden nicht auch noch ein Opfer des überall grasierenden Gesundheitswahns. Mehr will ich dazu nicht sagen.“

„Gesundheitswahn?“

„Früher glaubten die Menschen an Gott und trachteten nach dem ewigen Seelenheil“, äußerte Frau Sonderbar kryptisch. „Heutzutage ...“

„War nur eine Frage“, sagte Emmerich hastig und trat den Rückzug an. „Haben Sie vielen Dank.“

In seinem Büro öffnete er mit berechtigtem Argwohn Gabis Beutel. Vollkornbrot mit Quark, Schnittlauch und Radieschen. *Der Hunger würgt's runter*, dachte Emmerich resigniert und biss hinein. Es schmeckte um vieles besser, als er befürchtet hatte.

Am frühen Nachmittag fand sich das kleine Häuflein derer, die nicht in der Sonderkommission nach dem Mörder der Prostituierten fahndeten, wieder zusammen.

„Was spricht der Flurfunk?“, erkundigte sich Emmerich angelegentlich nach dem Stand der Dinge. Mirko Frenzel zog die Schultern hoch.

„Sieht nicht so besonders aus, wie man hört. Womöglich irgendein Osteuropäer, der längst über alle Berge ist.“

„Eine Schande ist das“, fügte Gitti Kerner nachdrücklich hinzu. „Unter welchen Bedingungen diese Frauen arbeiten müssen. Dass die Freier sich nicht schämen, werde ich nie verstehen.“

„Meine Güte, das war doch schon immer so“, meinte Emmerich gleichgültig. „Dienstleistungen dieser Art werden angeboten und ge-

nutzt, seit es menschliche Gesellschaften gibt. Zu keiner Zeit war das ein ungefährliches Milieu. Denken Sie bloß an Jack the Ripper ...“

„Und?“, fuhr ihn Gitti unerwartet heftig an. „Ist das ein Grund, dass wir immer noch tatenlos zusehen, wie Menschen auf widerliche Art ausgebeutet werden, sich in einer zivilisierten, reichen Gesellschaft unter unwürdigen Bedingungen ihren Lebensunterhalt verdienen müssen und dabei auch noch getötet werden, wenn’s dumm läuft?“

„Huch“, sagte Frenzel, während Emmerich die junge Hauptkommissarin verwundert ansah.

„Sie scheinen sich ja eine gehörige Portion Idealismus bewahrt zu haben. Als ich in Ihrem Alter war, hab ich es längst aufgegeben, mich über solche Abgründe unseres Daseins aufzuregen.“

„Ohne Idealismus könnte ich diesen Job nicht machen“, beschied ihn Gitti knapp und Emmerich vermeinte, aus ihren Worten eine unausgesprochene Kritik an seiner eigenen Einstellung herauszuhören. „Wenn ich ihn verliere, lass ich mich zum Schreibdienst versetzen.“

„Kommt nicht infrage.“ Emmerich sah zu Frenzel, der ein gelangweiltes Gesicht machte. „Sie haben nämlich Talent. Das wäre beim Schreibdienst völlig vergeudet. Talent ist wichtiger als Idealismus.“

„Darüber kann man verschiedener Ansicht sein“, knurrte Gitti, immer noch gereizt.

„Nun ...“, setzte Emmerich zu einer längeren Erörterung des Verhältnisses von Begabung und persönlicher Begeisterung an, als Frenzel ihn rüde unterbrach.

„Ich schlage vor, ihr klärt das später und wir machen jetzt unsere Arbeit.“

„Wenn du meinst“, entgegneten Emmerich und Gitti, gleichermaßen bissig, wie aus einem Mund und mussten ob der unerwarteten Übereinstimmung lachen.

„Mirko hat recht“, sagte Emmerich versöhnlich. „Vielleicht unterhalten wir uns mal bei einem Bier darüber. Machen wir weiter.“

„Ich habe Noppers restliche Verwandtschaft ausfindig gemacht“, erklärte Frenzel geschäftsmäßig, nahm einen Filzstift und bezog Position vor dem im Büro aufgestellten Flipchart. „Drei Schwestern Hebsack. Friederike, verheiratete Nopper, war die älteste und die Mutter von Peter. Gerlinde, verehelichte Musfeld, die zweite. Drei Kinder, Johannes, Markus und Sarah, alle wohnhaft in Stuttgart.“ Frenzel malte Kringel, in die er die Namen schrieb. „Die Adressen der Männer habe ich. Die dritte

Schwester heißt Ruth, verheiratete Gerstenmaier, keine Kinder. Das war's.“

„So weit waren wir auch schon“, meinte Emmerich. „Bis auf die Adressen. Da könnt ihr beide die Mitglieder der Familie Musfeld ja heute Nachmittag besuchen gehen.“

„Ich hab auch noch was“, sagte Gitti. „Daran würde ich gerne noch ein bisschen weiterarbeiten.“

„Bitte.“

„Peter Nopper ist Ende 1989 verschwunden. Im November dieses Jahres war das RAF-Attentat auf Alfred Herrhausen, den Vorstandssprecher der Deutschen Bank, wie der alte Herr Gerstenmaier ganz richtig gesagt hat. Der Mord ist bis heute nicht aufgeklärt. Wenn man Wikipedia glauben darf, war ein ‚Peter‘ daran beteiligt.“

„Wiki – wer?“ Emmerich zog die Brauen hoch.

„Wikipedia“, wiederholte Frenzel geduldig und wechselte einen schnellen Blick mit Gitti, der Emmerich dennoch nicht entging. „Das ist ein Internetlexikon. Es wird allerdings von den Usern geschrieben, weshalb manche Leute sagen, man könne nicht alles glauben, was drinsteht.“

„Wozu soll das gut sein? Und wer sind die Ju ... ju ...?“

„User“, erklärte Gitti. „Die Nutzer. Sie füllen das Lexikon mit Inhalten und benutzen es auch.“

„Aber wenn es nicht stimmt, was sie schreiben?“ Emmerich sah sich einmal mehr mit einem Phänomen konfrontiert, dessen Sinn sich ihm nur schwer erschloss.

„Vieles stimmt ja“, sagte Frenzel. „Wahrscheinlich sogar das meiste. Wenn nicht, wird es korrigiert. Nur ganz sicher kann man eben nicht sein.“

„Deshalb möchte ich daran weiterarbeiten“, fuhr Gitti fort. „Einen gesicherten Anhaltspunkt finden. Die RAF hatte damals sogenannte Sympathisanten. Das waren Leute, die nicht dazugehörten, aber auch niemanden verraten hätten. Von meinen Eltern weiß ich, dass es davon in Stuttgart gar nicht mal so wenige gab. Vielleicht kann ich ja so jemanden auftreiben.“

„Gute Idee“, nickte Frenzel. „Dann gehen Reiner und ich die Verwandtschaft besuchen.“

Emmerich hatte das unbestimmte Gefühl, dass ihm irgendetwas entglitt. Es war ein Gefühl, das ihn seit einiger Zeit häufiger beschlich und er war selbstkritisch genug, um sich einzugestehen, dass es etwas mit

seinem Widerwillen gegenüber gewissen Errungenschaften der Moderne zu tun hatte. Namentlich das Internet erschien ihm als eine zu großen Teilen feindliche Welt. Er wusste wohl, dass von ihm erwartet wurde, sie zu betreten und sich in ihr zu bewegen, doch es gefiel ihm dort nicht. Noch weniger, als er unbesehen glaubte, was einem Zeitungen oder Fernsehen als Wahrheit präsentierten, gelang ihm dies im Internet. Sicher fanden sich ein paar nützliche Sachen, wie zum Beispiel die Fahrpläne der Straßenbahn, darin. Im Grunde seines Herzens aber misstraute er dieser virtuellen Welt, und die Tatsache, dass sie neben brauchbaren Tipps zum effektiven Umgang mit Kaliumchlorid auch ein Lexikon hervorbrachte, dessen Inhalt von jedem Hinz und Kunz manipuliert werden konnte, trug nicht dazu bei, dieses Misstrauen zu mindern. Die Leute bekamen auch ohne Internet schon genügend Unwahrheiten vorgesetzt, doch Emmerich war sich schmerzlich darüber im Klaren, dass er nichts daran würde ändern können. Diese, von ihm schon seit langem erkannte Tatsache, die sich auf zahlreiche, weitere Umstände seines Lebens erstreckte, trug Schuld an seinem mittlerweile deutlich ausgeprägten Mangel an Idealismus, den Gitti ihm unausgesprochen zum Vorwurf machte.

„Hörst du zu?“, unterbrach Frenzel seine Gedankengänge. „Ich habe vorgeschlagen, dass ...“

„Sicher“, sagte Emmerich hastig. „Machen Sie ruhig, Frau Kerner, es kann ja nichts schaden. Wir treffen uns am späten Nachmittag wieder hier im Büro.“



Nachdem sie die Kanzlei Lämmerwein und Griesinger verlassen hatte, stand Elke Bofinger unschlüssig auf der Kronprinzstraße herum und überlegte, was sie als Nächstes tun sollte. In einem früheren Leben wäre sie sicherlich erneut in ein Café gegangen, doch heutzutage war das Geld knapp und der Kaffee teuer, wie sie am gestrigen Tag einmal mehr hatte feststellen können. Hinzu kam der Umstand, dass in den meisten Cafés nicht mehr geraucht werden durfte, was ihr den Aufenthalt zusätzlich vergällte. Für ein längeres Verweilen auf einer der Parkbänke vor dem Neuen Schloss war es zu kalt und zu Hause würde sich ihre Mutter wundern, dass sie schon von der Arbeit kam. Einigermaßen deprimiert stellte Elke fest, dass sie eine Frau Mitte vierzig war, die es immer noch nicht geschafft hatte, über einen persönlichen Rückzugsraum

## 23

Emmerich fühlte sich, als hätte er nacheinander an mindestens zwei Fäden gezogen, die einen Gewinn versprachen. Dass Irina Grau aufsprang und schon beinahe hysterisch „Sag ihnen, wir haben eine Wohnung besichtigt“ kreischte, bestärkte ihn nur in diesem Gefühl.

„Sie halten jetzt den Rand“, herrschte er die, offenbar den letzten Rest ihrer Fassung verlierende Schreibkraft an und wandte sich an den Direktor des Hotels Sieber. „Und Sie kommen mit mir.“

„Darf ich fragen, worum es eigentlich geht?“, fragte Hoffmann aalglatt.

„Das besprechen wir draußen.“ Emmerich deutete zur Tür.

„Tut mir leid, für Besprechungen habe ich jetzt keine Zeit. Ein anderes Mal gerne ...“

„Sie haben Zeit“, entgegnete Emmerich bestimmt. „Wir können Sie aber auch auf's Präsidium mitnehmen, wenn es Ihnen lieber ist und Ihre Freundin hier gleich mit.“

„Meine was?“ Direktor Hoffmann heuchelte Staunen, Irina Graus aufgerissene Augen dagegen wirkten echt.

„Aber Axel“, keuchte sie entsetzt.

„Ich fürchte, hier liegt ein Irrtum vor“, erklärte Hoffmann kühl. „Ich bin ein verheirateter Mann und kam her, um einen Termin bei meinem Anwalt wahrzunehmen.“

„Tatsächlich?“, sagte Emmerich sarkastisch. „Bei Frau Lämmerwein oder bei Herrn Griesinger?“

„Ich wüsste nicht, was Sie das angeht.“

„Womöglich eine ganze Menge. Ich erklär's Ihnen draußen.“

„Axel“, keuchte Irina Grau zum zweiten Mal. „Bitte sei ...“

„Halt den Mund“, fauchte Hoffmann mit schlecht verhohlener Wut. Gitti Kerner hatte die Szene schweigend beobachtet und hielt das Handy bereits am Ohr.

„Ich fordere einen Streifenwagen an“, erklärte sie Emmerich leise. „Falls die Sache hier eskaliert.“

„Gute Idee“, sagte Emmerich ebenso und zu Hoffmann laut:

„Nach Ihnen, bitte.“

Der Direktor des Hotels Sieber verließ unter Protest das Büro. Emmerich winkte ihn in das leere Wartezimmer.

„Wo waren Sie heute Vormittag?“

„Ich ... äh ... also ...“

„Kommen Sie mir nicht mit Ausflüchten. Mir ist egal, ob Sie verheiratet sind. Sie haben ein Verhältnis mit dem Fräulein da drüben und das Fräulein braucht ein Alibi. Also ... waren Sie mit ihr zusammen?“

„Irina braucht ein Alibi?“, wiederholte Hoffmann statt einer Antwort fragend. „Warum?“

„Muss Sie nicht interessieren.“

„Nun gut. Ich war mit ihr zusammen. Reicht Ihnen das?“

„Von wann bis wann? Was haben Sie gemacht?“

In Hoffmanns Augen war ein lauernder Ausdruck getreten.

„Eine Wohnung besichtigt?“, sagte er im selben Ton, in dem er zuvor die Frage gestellt hatte.

„Weiter, weiter“, drängte Emmerich ungeduldig. „Wo liegt die Wohnung? Wie heißt der Makler?“

Hoffmann schien nachzudenken und ließ sich mit der Antwort Zeit. Emmerich gab ihm einige Sekunden, beobachtete, wie sich auf der Stirn des Direktors ein feiner Schweißfilm bildete und sagte:

„Ich warte.“

Der Direktor gab sich einen Ruck.

„Borrelius und Partner Immobilien. Wenn ich kurz telefonieren dürfte, wird Ihnen Herr Borrelius sicher gerne bestätigen, dass ...“

„Soll das heißen, der Herr war persönlich bei der Besichtigung dabei?“

„Aber sicher.“

„Ganz schlecht, Herr Hoffmann“, sagte Emmerich kurz angebunden und verließ das Wartezimmer. Von draußen war ein Martinshorn zu hören.

„Wie meinen Sie das?“, rief Hoffmann laut. Emmerich blieb die Antwort schuldig, ging zurück ins Büro, sah Gitti an und erklärte:

„Wir nehmen die junge Dame da mit. Sie lügt uns offensichtlich an.“

„Nein.“ Irina Graus junges Gesicht wurde sehr blass. „Ich kann nichts dafür.“

„Kennen Sie einen Herrn Borrelius?“

Das runde Gesicht zuckte hilflos.

„Nein.“

„Sie haben heute Morgen keine Wohnung besichtigt. Stattdessen haben Sie Beihilfe zu einer Entführung geleistet.“

„Nein. Ich ... ich wollte das nicht. Die Frau war schon dort. Axel, so hilf mir doch ...“

Hoffmann stand erneut in der Tür, reagierte aber blitzschnell, indem er sich umwandte und dem Ausgang zustrebte. Gitti setzte ihm nach, doch er lief direkt in die Arme von zwei Streifenpolizisten, die gerade den Aufzug im Treppenhaus verließen.

„Mitnehmen“, sagte Gitti. „Herr Hoffmann, wir nehmen Sie fest wegen des Verdachts, Elke Bofinger entführt zu haben.“

„Ich will meinen Anwalt sprechen“, knurrte Hoffmann, während die Handschellen einschnappten.

„Wir sagen ihm Bescheid“, lächelte Gitti liebenswürdig. „Herr Griesinger, nicht wahr?“

Dies jedoch erwies sich als überflüssig, denn im selben Moment öffnete sich eine weitere Bürotür, der Advokat höchstpersönlich betrat den Flur.

„Darf ich fragen, was hier vorgeht?“

„Wir verhaften Ihre Schreibkraft und deren Freund“, erklärte Emmerich, der ebenfalls hinzugekommen war, sachlich. „Scheint wohl ein Mandant von Ihnen zu sein.“

„Das ist richtig“, bestätigte Griesinger nach einem kurzen Blick auf den Direktor. „Was liegt gegen ihn vor?“

„Freiheitsberaubung“, entgegnete Emmerich und setzte mit einem spöttischen Lächeln hinzu:

„Das Opfer ist pikanterweise ebenfalls Ihre Mandantin. Elke Bofinger.“

„Nicht seine“, warf eine schneidende Frauenstimme ein. „Oder zumindest nicht mehr.“

„Tag, Frau Lämmerwein“, sagte Emmerich überrascht. „Ich dachte, Sie seien längst außer Haus.“

„Keineswegs. Und ich erwarte, dass ich umgehend über die Vorgänge in meiner Kanzlei aufgeklärt werde.“

„Liebes ...“, setzte Griesinger an, kam aber nicht weit.

„Misch dich nicht ein, ich spreche mit dem Kommissar.“

Gitti Kerner führte die weinende Irina Grau zum Aufzug und erklärte, unten auf Emmerich warten zu wollen.

„Du hast darauf bestanden, diese Person einzustellen“, giftete Carola Lämmerwein ihren Sozius und Lebensgefährten an. „Herr Kommissar, ich glaube, wir sollten uns unterhalten.“

„Was fällt dir ein“, blaffte Griesinger wütend. „Reiß dich gefälligst zusammen.“

„Aber, aber“, warf Emmerich, der nicht die Absicht hatte, als Vermittler in einer sich anbahnenden Beziehungskrise aufzutreten, beschwichtigend ein. „Zuerst müssen wir uns um die beiden anderen Herrschaften kümmern. Wenn Sie wollen, rufe ich gegen später noch einmal an.“

„Ich bitte darum“, sagte Carola Lämmerwein hochmütig, warf einen letzten, vernichtenden Blick auf ihren Partner, wandte sich ab und ging zurück in ihr Büro.

„Max“, sagte Hoffmann – fest im Griff der beiden Streifenbeamten – flehentlich. „Man darf den Hund nicht vergessen.“

„Keine Sorge“, grummelte Griesinger schwer verständlich. „Der Tierarzt ist schon unterwegs.“

Auf der Kronprinzstraße stand Gitti Kerner neben der Kanzleiangestellten, von der jegliches Anzeichen von Arroganz abgefallen war wie das Laubkleid eines Baumes im Herbst. Irina Grau wirkte mit einem Mal sehr authentisch, jung, sensibel und allenfalls mäßig intelligent. Emmerich sah zu, wie Direktor Hoffmann von den Kollegen zum Streifenwagen eskortiert und weggefahren wurde, wandte sich an Gitti und fragte:

„Was machen wir mit ihr? Auch verhaften?“

„Bitte ...“ Irina Grau sah ihn mit verheulten Augen an.

„Wird nicht nötig sein“, meinte Gitti trocken. „Sie hat mir ihre Geschichte bereits in groben Zügen erzählt und wird sie sicher gern wiederholen.“

„Na, dann ...“

„Ich kenne Axel seit vier Monaten. Eigentlich sollte ich in seinem Hotel arbeiten, ich war nämlich arbeitslos, müssen Sie wissen“, sprudelte es aus Irina Grau geradezu heraus. „Aber er fand mich hübsch und da hat er ... da ist es dann eben ... er wollte nicht, dass ich im Hotel ... wegen seiner Frau, wenn Sie verstehen, was ich meine ... plötzlich waren wir nämlich zusammen und ...“

„Immer mit der Ruhe“, unterbrach Emmerich das aufgeregte Mädchen in besänftigendem Ton. „Wie alt sind Sie eigentlich?“

„Zwanzig.“

„Und Axel?“

„Zweiundvierzig. Aber das stört mich nicht, ich mag ältere Männer. Die sind viel ruhiger, als die jungen.“

*Abgesehen davon, dass auch die Kohle stimmt*, dachte sich Emmerich im Stillen und glaubte, Gitti ganz ähnliche Gedanken ansehen zu können.

„Bitte erzählen Sie, wie Sie den Job in der Kanzlei bekommen haben“, sagte die im selben Moment.

„Den Job? Ach so ... ja ... natürlich, der Job. Den wollte ich eigentlich gar nicht haben. Ich würde lieber in einem Nagelstudio arbeiten. Oder in einer Boutique. Briefe schreiben kann ich nicht besonders gut und die ganzen Para ... Para ...“

„Paragrafen?“

„Genau. Die verstehe ich sowieso nicht.“

„Aber trotzdem haben Sie den Job bekommen. Hatten Sie denn die entsprechenden Zeugnisse?“

„Natürlich nicht.“ Irina Grau schniefte und schüttelte den Kopf. „Axel hat mir die ... gemacht. Er wollte, dass ich dort arbeite. Nur für ein paar Wochen, hat er gesagt. Damit ich herausfinde, was vor sich geht. Wenn ich gewusst hätte ...“

„Erzählen Sie, was Sie herausfinden sollten“, unterbrach Gitti in ruhigem Ton und holte ein Papiertaschentuch aus ihrer Umhängetasche. „Hier, putzen Sie sich erst mal die Nase.“

Irina Grau tat, wie ihr geheißen, bevor sie weitersprach.

„Axel wollte wissen, ob jemand namens Peter Nopper in der Kanzlei auftaucht. Oder ob Frau Lämmerwein mit diesem Nopper in ... äh ... Kon ... also, ob sie ihn kennt. Davon hab ich aber nichts mitbekommen. Nur, dass das Testament einer Frau Nopper aus dem Keller geholt wurde. Und dass die Bofinger irgendwas damit zu tun hat. Axel war deshalb gestern im Büro und hat sich ewig mit Herrn Griesinger unterhalten. Danach wollten wir essen gehen, aber wie wir zum Haus hinaus sind, haben wir gesehen, dass die Bofinger gerade mit dem Aufzug nach oben fuhr.“

„Und dann?“

„Axel hat telefoniert und hatte plötzlich einen dringenden Termin. Wir sind nicht essen gegangen, ich bin dann nach Hause.“

„Kommen wir zu heute Vormittag. Was können Sie uns da erzählen?“

Irina Grau schnäuzte sich ein zweites Mal und verteilte großzügig Wimperntusche und Lidschatten um ihre rot geränderten Augen.

„Axel hat gegen sieben Uhr angerufen, ich müsste ihm dringend was helfen. Um acht hat er mich abgeholt, und als wir dann dort waren ... in diesem Haus, meine ich, und er mir erklärt hat, was ich machen soll, da hatte ich gleich so ein Scheißgefühl. Aber gemacht hab ich's trotzdem.“

„Was gemacht?“

„Die Bofinger war dort. Eingesperrt. Ich sollte ihr was zu Essen bringen und Papiere und noch ...“

„Einen Nachttopf leeren?“

Irina Graus Augen weiteten sich ungläubig.

„Woher wissen Sie das?“

„Von Frau Bofinger höchstpersönlich“, erklärte Emmerich streng. „Sie hat Sie nämlich erkannt.“

„Ach so“, sagte Irina Grau betreten, schlug die Augen nieder und verstummte.

„Was für ein Haus war das?“, fragte Emmerich, entschlossen, den einmal erhaschten, vielversprechenden Faden nicht mehr loszulassen, hartnäckig weiter.

„Ich weiß nicht. Ein Haus eben. Groß und alt. Am Hang. Mit einer Tür aus Metall.“

„Wo steht es?“

„Das kann ich Ihnen nicht genau sagen. Die Gegend kenne ich nicht. Schon in Stuttgart, aber ...“

„War sonst noch jemand dort?“

„Ich habe niemand gesehen. Nur gehört, wie Axel mit einem Mann gesprochen hat. Sehr komisch war das.“

„Komisch? Wieso komisch?“

„Weil sie komisches Zeug geredet haben. Wie in einem Spionagefilm.“

„Ein bisschen genauer bitte.“ Emmerich machte eine ungeduldige Geste. „Strengen Sie sich an. Was wurde gesagt?“

Irina Grau machte ein Gesicht, das nach Anstrengung aussah, allerdings war sich Emmerich keineswegs sicher, ob sich dahinter eine wie auch immer geartete Denkleistung verbarg.

„Das Paket ist unterwegs“, äußerte sie schließlich vage. „Der Hund würde nicht folgen. Dass er im Zimmer sei und Fressen braucht, wo doch Frau Bofinger ganz alleine dort war. Solches Zeug.“

„Und Sie sind nicht auf die Idee gekommen, die Polizei zu verständigen, nachdem Sie ja immerhin bemerkt haben, dass Frau Bofinger ... eingesperrt war?“

„Axel sagte, das darf ich nicht. Es sei sehr wichtig für ihn. Und dass ich auch drankomme, wenn ich ...“

Wieder flossen Tränen, das Taschentuch trat in Aktion. Emmerichs Handy klingelte. Dankbar trat er ein wenig zur Seite, überließ es Kerner,

sich um die weinende Schreibkraft zu kümmern und drückte die grüne Taste.

„Ja, Mirko, was gibt's?“

„Die Mitbewohnerin“, sagte Frenzel am anderen Ende der Leitung. „Von Sarah Musfeld. Eine gewisse Petra Gröner. Sie und Sarah Musfeld waren am Gründonnerstagabend mit Nopper unterwegs. Ich fasse mich kurz: Frau Gröners Eindruck war, dass Sarah den Nopper systematisch abgefüllt hat. Als die beiden dann auch noch angefangen haben, zu pousieren, hat Frau Gröner sich verdrückt. Vielleicht sollte ich noch erwähnen, dass auch sie zur Gemeinde der Patmosbrüder gehört. Wegen Sarahs Verhalten zeigte sie sich ziemlich entsetzt, unmoralisch sei das gewesen und für Sarah Musfeld total untypisch.“

„Wo war das Trio denn genau?“

„In mindestens drei verschiedenen Kneipen im Bohnenviertel. Frau Gröner meint, Nopper hätte wohl nostalgische Erinnerungen daran gehabt. Über Ostern jedenfalls war Sarah Musfeld scheinbar nicht besonders gut drauf, am Mittwoch habe sie einen komplett desolaten Eindruck gemacht. Gestern ist sie dann ungeplant und völlig überstürzt verreist.“

„Am Mittwoch war das Foto in der Zeitung“, meinte Emmerich nachdenklich. „Das vom toten Nopper.“

„Da bin ich auch schon drauf gekommen“, entgegnete Mirko sarkastisch. „Aber eine Frau wie Sarah Musfeld wird ihn wohl kaum alleine in den chinesischen Garten geschleppt haben.“

„Kaum“, stimmte Emmerich zu. „Wo bist du gerade?“

„In Heselach. Beim alten Feuerwehrhaus.“

„Kannst du in die Stadt kommen? Wir könnten uns in der Marienstraße treffen. Da, wo früher mal der Jazzkeller war, wie hieß das bloß ...“

„Ich weiß, was du meinst. In einer halben Stunde bin ich da.“

Emmerich beendete das Gespräch und wandte sich wieder an Irina Grau.

„Tut mir leid, wir müssen los. Nächste Woche kommen Sie ins Präsidium, damit wir Ihre Aussage zu Protokoll nehmen können. Kann ich mich darauf verlassen?“

„Ja“, sagte die Kanzleiangestellte kleinlaut.

„Dann brauchen wir Sie für heute nicht mehr. Auf geht's, Frau Kerner, wir haben zu tun.“



„Wann will der Typ denn kommen, Mama?“ Elke Bofinger schnitt eine Zwiebel in Ringe. „Dieser Verwandte von Tante Ruth?“

„So genau hat sie das nicht gesagt. Heute Abend. Also nachher. Vielleicht sollten wir ihm etwas zu essen anbieten?“

„Wenn wir nicht einmal wissen, wann er kommt?“ Die Zwiebel wanderte in eine bereitstehende Schüssel, als Nächstes nahm Elke Tomaten in Angriff. „Ganz bestimmt nicht. Eigentlich könntest du ihn auch alleine empfangen.“

„Ich?“ Rosemarie kramte scheinbar ziellos in einer Schublade herum. „Aber ich kenne den Mann doch gar nicht.“

„Ich ebenso wenig.“

„Warum musst du nur immer so abweisend sein?“, fragte Elkes Mutter klagend, nahm ein Messer aus der Schublade und fuchtelte mit fahrigem Bewegungen damit herum. „Er meint es sicher nur gut. Soll ich Brot aufschneiden?“

„Nein.“ Elke brachte das Messer mit einem geschickten Griff in Sicherheit. „Ich mache das schon. Du könntest den Tisch decken.“

„Für zwei oder für drei Personen?“

„Für zwei. Gib es auf, Mama. Sie wollten nie etwas von Kai wissen. Warum also ausgerechnet jetzt? Warum haben sie sich nicht früher gemeldet?“

„Wahrscheinlich tut es ihnen leid. Sie haben erst jetzt von ihm erfahren und nun wollen sie ihn kennenlernen“, mutmaßte Rosemarie, Teller und Besteck aus einem Schrank nehmend. „Aber für Ruth lege ich die Hand ins Feuer, die hat bestimmt niemand etwas erzählt.“

„Was soll das heißen?“ Elke sah ihre Mutter, deren Gesicht einen rosigen Farbton angenommen hatte, empört an. „Tante Ruth wusste Bescheid? Die ganzen Jahre? Du bist ... nein, ihr zwei seid unmöglich.“

„Du darfst dich nicht aufregen, Kind.“

Elke schüttelte missbilligend den Kopf und sagte nichts mehr. Natürlich hatte sie längst vermutet, dass es im Leben ihrer Mutter kein Geheimnis gab, das Tante Ruth nicht teilte, dennoch war sie verärgert. Rosemarie öffnete unbeeindruckt die Brotkapsel, nahm einen Laib heraus und schob ihn ihrer Tochter hin.

„Es gibt auch gar keinen Grund zur Aufregung. Was soll schlimm daran sein, wenn Kai endlich den Rest seiner Familie kennenlernt?“

„Das verstehst du nicht, Mama“, rettete sich Elke in das älteste aller möglichen Argumente. Sie gab die Tomaten zu den Zwiebeln, fügte Essig, Öl, Gewürze und etwas Wasser hinzu und schnitt vier Scheiben Brot ab.

„Du darfst dem Jungen seine Verwandtschaft nicht vorenthalten“, sagte Rosemarie stur. „Gerade jetzt. Wo sie bereit sind, ihn in ihren Schoß aufzunehmen. Denk doch bloß an den Stammbaum der Hebsacks. So eine vornehme Familie. Und recht wohlhabend sollen sie überdies auch sein.“

„Eben.“ Elke platzte der Kragen. „Verdammt, Mama, alles was wir über diese Familie wissen, ist, dass sie heillos zerstritten sind. Wenn Tante Ruth wirklich niemandem etwas erzählt hat, warum meldet sich ihr Neffe dann jetzt so plötzlich bei ihr? Woher weiß er denn auf einmal von Kai? Stellst du dir eigentlich gar keine Fragen?“

„Das ... das kann man sicher ganz einfach erklären“, stotterte Rosemarie Bofinger, angesichts des unvermittelten Ausbruchs ihrer Tochter, erschreckt.

„Tut mir leid“, sagte Elke energisch, nahm Brot und Salat und ging damit ins Wohnzimmer. „Da bin ich völlig anderer Ansicht. Und jetzt lass uns essen.“